

**Franz-Joseph Huainigg**



# **RITTER HABEN LEICHT LACHEN**

Lebensbetrachtungen aus dem Rollstuhl

# INHALTSVERZEICHNIS

NUR EIN KLEINER STICH.....	4
DIE WELT VON UNTEN.....	14
ICH BEIß DIR GLEICH DIE NASE AB!.....	20
UM FÜNF UHR GING DAS LICHT AN .....	27
RECHTER STOCK, LINKES BEIN ... ..	34
IN DER SPORTHAUPTSCHULE.....	43
UM DICH MÜSSEN WIR UNS SORGEN MACHEN .....	51
DIE BEHINDERTEN, DIE ANDEREN UND ICH .....	58
DER BEGINN DES EIGENEN LEBENS .....	72
I LOVE YOU! - SUPER! BUT WHY?.....	82
IM TAUMEL DER WUNDER.....	91
FRANZ-JOSEPH HUAINIGG .....	106

Dr. David Bradford, von der University of California, in San Francisco über Franz-Joseph Huainigg:

*”Mr. Huainigg is a thin, very intelligent, paraplegic man with a severe kyphoscoliosis. He is sitting comfortably in the wheelchair. On exam this man is a very pleasant gentleman, appearing his stated age.”*

# Nur ein kleiner Stich

---

## Kapitel 1



*Reporter:*

*Wie war das bei Ihnen, am Anfang?*

*Franz:*

*Ganz am Anfang?*

*Reporter:*

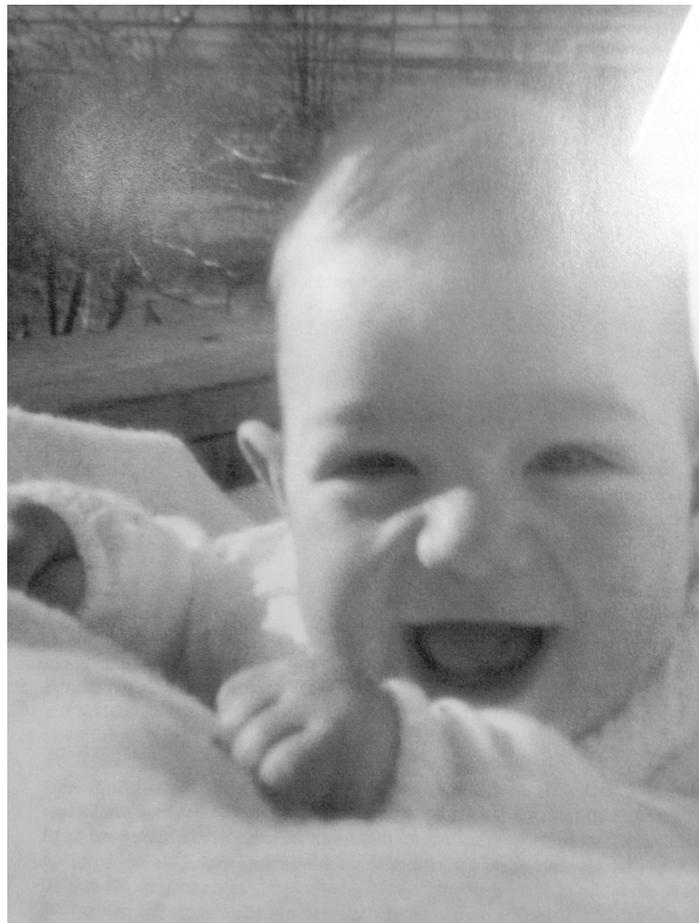
*Ja, ganz am Anfang.*

*Franz:*

*Ganz am Anfang, da...war ich ein Sperma. Ein gesundes, quirliges Sperma.*

*Reporter:*

*Das habe ich eigentlich nicht gemeint. Ich meine, wie war es später, als Sie so richtig auf der Welt waren?*





Als ich vor kurzem beim Zahnarzt war und ein gereizter Zahnnerv mittels Spritze betäubt werden sollte, zuckte ich im Angesicht der Nadel heftig zusammen, drehte den Kopf zur Seite und meine Muskeln begannen am ganzen Körper spastisch zu zittern. Die Zahnärztin versuchte zu beruhigen: "Na, na, ist ja nur ein kleiner Stich." Darauf ich: "Nur ein kleiner Stich? Das sagte man damals auch – als alles begann".

Wenn Leute mich fragen, was mir passiert ist, spule ich wie ein kleines Bändchen die Geschichte ab. Die besondere Leistung dabei ist alle Geschehnisse in nur drei (bis vier) Sätzen verpackt so zu bringen, dass keine Frage offen bleibt. Das hört sich dann so an: "Als Baby, im siebenten Lebensmonat erhielt ich eine Impfung und reagierte darauf mit Fieber. Den zweiten Teil der Dreifachimpfung bekam ich auch, wieder Fieber, ich hörte zu Strampeln auf, der Kopf fiel auf die Seite. Die dritte Impfung bekam ich nicht mehr. Meine Eltern brachten mich ins Krankenhaus, dort wurde ich untersucht, aber die Ärzte haben nie herausgefunden, woran es genau liegt".

Genaugenommen enthalten diese Sätze eine Information *nicht*. Die Frage der Leute ist also auch schon vorprogrammiert.

Leute: „Was war das für eine Impfung?“

Ich: „Keuchhusten-Diphtherie-Tetanus.“

Leute (mit betroffenen Gesichtern): „Aha.“

Natürlich könnte jetzt der eine oder andere sagen, dass das ein blödes Spielchen von mir ist und ich den Namen der Impfung gleich in den vier Sätze einbauen könnte ... Hab ich freilich schon ausprobiert, allerdings mit schlechten Erfolgen. Da sich den Leuten dann nämlich keine Frage mehr aufdrängt und ihnen nur noch das hilflos mit den Schulter zuckende „Aha“ bleibt.

Hören die Leute „Impfung“ als Ursache, reagieren sie immer gleich: Das nackte Entsetzen ist ihnen ins Gesicht geschrieben. Langjährigen persönlichen Forschungsuntersuchungen folgend wage ich sogar zu behaupten, dass „Impfschaden“ in den Augen der Leute so ziemlich das Schlimmste ist was einem passieren kann. Besonders als Kind, so mit 7 bis 9 Jahren, habe ich auf die Frage, von meist alten Leute auf der Straße, immer mit anderen Schreckensszenarien geantwortet. Die frechste war: „Ich bin aus dem 12. Stockwerk gefallen. Gott sei Dank auf die Füße. Und Sie?“

*Franz:*

*Das Leben als Baby war sehr fad. Ich lag im Kinderwagen herum, niemand kümmerte sich um mich. Nur ab und zu kam jemand, kitzelte mich am Bauch und rief "Gudigudi. So lieb ist er, so stramme Beinchen hat er, so gut entwickelt er sich". Da habe ich das erste Mal gekotzt.*

*Reporter:*

*Ah, das ist interessant. Sie kotzten auf das Leben.*

*Franz:*

*Nein, auf die Gudigudi-Tante.*

*Reporter:*

*Sie waren also schon als Kleinkind ein Intellektueller, der es aber trotzdem schon verstand, seine philosophischen Ergüsse in reale Handlungsweisen umzusetzen.*

*Franz:*

*Bei diesem ersten Kotzen hatte ich dann die Erleuchtung.*

*Reporter:*

*Ja?*

*Franz:*

*Normalität ist öd, fad und niederträchtig. Ich wollte nicht so leben wie alle anderen. Ich wollte anders sein. Und betete zu Gott.*

*Reporter:*

*Sie sind religiös?*

*Franz:*

*Ja, sicher – mit der Behinderung.*

*Reporter:*

*Und sie wurden von Gott erhört?*

*Franz:*

*Ja. Er kam in Form eines Arztes, der mich niederspritzte. Eine Impfung im 6. Lebensmonat.*

*Reporter:*

*Ach, das ist ja interessant. Eine Impfung als Wunder.*

*Franz:*

*Ja, ich wurde von der Normalität erlöst. Alles ging ganz schnell. Ich kotzte.*

*Reporter:*

*Wieder einmal?*

*Franz:*

*Dann Fieber, Schläffheit, Lähmungserscheinungen. Erlösung. Unendliche Freude. Niemand mehr der sagte: "So stramme Beinchen hat er". Und ich lag auch nicht mehr oft alleine in meinem Kinderwagen. Meine Mutter lockte mich, streichelte mich, gab mir ihre Brust. Den ganzen Tag. Immer war sie bei mir, gab mir den ganzen Tag ihre Brust.*

*Reporter:*

*Ausgepuffter Plan.*

*Franz:*

*Nur in der Nacht gehörte meine Mutter meinem Vater. - Aber da fiel mir auch etwas ein: Ich kotzte wieder und immer wieder. Und war meine Mutter auch während der Nacht bei mir!*

*Reporter:*

*Ausgepufft, äußert ausgepufft.*

*Franz:*

*Meine ersten Worte waren: Gudigudi, blblbl, Papa. Und dann grinste ich. Ich war ein sehr fröhliches Kind.*

Einmal in einer Schulklasse habe ich auch erzählt, was mir passiert ist. Darauf ein Kind: "Und was ist mit dem Arzt? Sitzt der im Gefängnis?" Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Es ist im Gegenteil vielmehr so, dass mein "Impfschaden" per Bescheid vom Sozialministerium nicht als Impfschaden anerkannt wurde. Als ca. 20 Jahre nach meiner Geburt ein sogenanntes „Impfschadengesetz“ im Parlament beschlossen wurde, habe ich meinen Fall natürlich eingereicht. Ein Arzt nach dem anderen schrieb Gutachten, die sich von „möglich“, über „eher unwahrscheinlich“ bis „auszuschließen“ entwickelten. Persönlich angeschaut hat mich dabei keiner der Ärzte.

Nun gut, es ist müßig über die Ursache meiner Behinderung zu sprechen. Das dachten wohl auch meine Eltern, denn es wurde kaum darüber geredet. Einmal kam das Thema doch aufs Tapet bzw. als Nachspeise auf den Abendmahlisch. Es war zu jener Zeit als ich schon längst von zuhause ausgezogen war und mich nur mehr sporadisch bei meiner Familie einfand. Eines Tages kam ich mit einer Freundin namens Judit an und bei einem gemeinsamen Abendessen mit den Großeltern ging es dann ums Eingemachte: Die Behinderungsursache des Sohnes. Durch das langjährige Stillschweigen hatten sich unter der dem Mantel der Harmonie die Emotionen aufgestaut: Wer ist Schuld an meinem Unglück? Die Großeltern auf gar keinen Fall, "ich hab als erstes gemerkt, dass mit dem Kind etwas nicht in Ordnung ist", triumphierte meine Oma und winkte lässig die Schuldfrage an meine Mutter weiter, "die Sissi ist schuld, denn als Mutter hätte sie schon längst früher bemerken müssen" ... "und überhaupt wäre

alles noch viel schlimmer geworden, wenn nicht meine Großeltern mit mir zu einem Arzt gefahren wären". Eine Geschichtsschreibung, wie sie meine Mutter nicht nachvollziehen konnte, aber gutmütig wie sie nun einmal war, nahm sie die Schuld auf sich. Und so war die Welt wieder in Ordnung.

*Reporter:*

*Wie reagieren denn die Leute, wenn sie hören, dass diese schwere Behinderung von einer Impfung kommt?*

*Franz:*

*Das ist immer der super Überschocker. Beispiel: Ich sitze beim Amtsarzt wegen einer Routineuntersuchung. Vor mir alles Mütter mit ihren Babys, die geimpft werden sollen. Ich, ganz laut: Schwester, wann komme ich denn zur Nachuntersuchung meines Impfschadens dran? Entsetzen. Stille. Und plötzlich war ich der Nächste.*

*Oder:*

*Vor gar nicht allzulanger Zeit läutet es bei mir zuhause an die Türe. Ich mache auf, war es ein ORF Team von der Sendung "Help TV". Ich habe gewußt, irgendwann werden sie kommen. Da war es dann soweit. Der Redakteur sagt, dass sie eine Sendung machen wollen über Behinderung und Sexualität, ob ich da bereit bin mitzumachen. Selbstverständlich, sage ich, ist ja mein Lieblingsthema. Also kommen die drei Leute rein, bauen ihre Kamera auf und der Redakteur sagt: Stellen Sie sich bitte kurz vor. Ich: Ich bin der Franz Huainigg, bin 29 Jahre alt, seit einer Impfung an beiden Beinen gelähmt, bin Krüppelkabarettist und habe jeden Tag drei Orgasmen. Darauf der Kameramann: Und was war das für eine Impfung?*

*Oder:*

*Bei einer Schuldiskussion werde ich gefragt, was mir denn passiert sei. Ich: Na von einer Impfung. Entsetzte Gesichter. Eine Lehrerin: Wissen Sie, nächste Stunde haben wir Schulimpfung. Ich grinse: "Keine Angst, willkommen im Club, jetzt beginnt das Leben!"*

Ich war ein fröhliches Kind, hieß es. Immer mit einem Lächeln auf den Lippen wurde ich von Ärzten untersucht, die wiederum nichts an mir feststellen konnten, - außer dass ich eben ein

sehr fröhliches Kind bin. Nachdem die Kärntner Ärzte bald am Ende ihres Lateins waren, wurde ich als kleines "Kärntner Wunderding" nach Wien ins Zentrum der ärztlichen Kunst gebracht. Dort wurde ich von verschiedenen Ärzten und Professoren genauer unter die Lupe genommen: Gehirnluftfüllung, Rückenmarkstich, psychologische Tests usw. gehörten zum Alltag des immer lächelnden kleinen Patienten aus Kärnten. Meine Mutter besuchte mich so oft als möglich, befreite mich dann aus dem Gitterbettdasein und unternahm mit mir Spaziergänge und kleine Ausflüge. Immer konnte sie natürlich nicht bei mir sein. Der Alltag zwischen den Testreihen in so einem Gitterbett kann freilich sehr öd sein. Um Lösungsansätze war ich jedoch nicht verlegen: Einmal aß ich eine ganze Tube Blendi-Kinderzahnpaste. Danach kotzte ich das erste Mal und war ob der Reaktionen der Krankenschwestern sehr überrascht. Ich wurde herausgenommen, ein wenig herumgetragen, die Bettwäsche wurde gewechselt, man kümmerte sich um mich, ich stand im Mittelpunkt – und lächelte. Wegen des durchwegs großen Erfolges wurde diese Vorstellung von mir natürlich öfters wiederholt. Als die Testreihe in Wien nach drei Monaten ohne wesentliche Ergebnisse abgebrochen wurde, holte mich meine Mutter ab. Zum Abschied nahm mich die Ärztin noch einmal auf den Arm. Ich erbrach das Mittagessen über ihr schönes weißes Gewand und grinste dann fröhlich: Adieu Wien – es ging wieder nach Kärnten.

Bei verschiedenen Intelligenztests in Wien hatte ich nicht so schlecht abgeschnitten. Trotzdem beobachtete man mich kritisch. Mit vier Jahren kam ich in den Kindergarten. Als ich eines Tages von meiner Mutter abgeholt wurde, spielte im Raum Musik, die mir gefiel und ich wippte im Takt mit dem Oberkörper hin und her. Die Kindergärtnerin zeigte auf mich und meinte zu meiner Mutter: "Sehen sie, er reagiert auf Musik". "Mein Gott sind die dämlich", dachte ich.

Dass ich nicht ganz blöd bin, stellte ich hin und wieder unter Beweis. So hatten wir zwei sehr wilde und schlimme Katzen zuhause, die mir mit Vorliebe auf den Rücken sprangen und sich dort festkrallten. Ich krabbelte am Boden herum, konnte nicht aufstehen und sie abschütteln und war daher ein ständiges Opfer der zwei Quälgeister. So unsozial die Katzen auch waren so dumm waren sie auch. Eines Tages waren sie beispielsweise auf den höchsten Baum im Stadtpark geklettert, ohne sich dabei überlegt zu haben, wie sie jemals wieder runter kommen würden. Da saßen sie dann beide jammernd oben im Wipfel und warteten auf die Feuerwehr, die sie mittels einer hohen Leiter herunterholte. Diese Dummheit der Katzen ausnutzend band ich Fäden zu einem Wollknäuel, wedelte damit vor den Augen der Katzen ein wenig hin und her und warf es dann in die Waschmaschine. Beide Katzen sprangen hinterher, Tür zu – und ich hatte wieder einen Nachmittag vor ihnen Ruhe. Ich weiß nicht mehr, wie die Katzen

geendet sind, vielleicht wurden sie von meiner Mutter versehentlich einmal weichgespült. Jedenfalls habe ich seither ein besonders schlechtes Verhältnis zu Katzen und ein besonders gutes zu Waschmaschinen.

Wir wohnten im "alten Haus" mit meinen Großeltern und meiner Urgroßmutter zusammen. Meine Urgroßmutter hatte in ihrem Zimmer eine alte Pendeluhr stehen. Stundenlang saß ich am Boden davor und beobachtete das leise tickende Phänomen "Zeit". Meine Urgroßoma, weiß ich heute noch, sagte immer: Wasser frischt das Herzl auf. Das gefiel mir sehr und ich sagte immer grinsend, wenn ich ein Glas Wasser trank, "Wasser frischt das Herzl auf". Eines Tages war meine Oma tot. Ich dachte mir, sie hätte noch schnell ein Glas Wasser trinken müssen. Und irgendwann wenn ich alt bin, nahm ich mir vor, werde ich immer ein Glas Wasser bereit halten.



## ***Was ist Ihnen passiert?***

*Ich geh gerne in Bars. Gespräche kommen dabei allerdings kaum zustande, weil ich am Boden selten bemerkt werde.*

*Wenn ein Gespräch zustande kommt, läuft das fast immer gleich ab. Die Leute fragen mich, seit wann ich im Rollstuhl sitze - Ich schau auf die Uhr und sag dann immer: "Um 8 Uhr bin ich aufgestanden. Also sind es 13 Stunden." Auch die Frage, durch was ich behindert bin kommt fast immer. Ich sage ihnen durch eine Impfung - das glaubt mir keiner, weil niemand soo einer kleine Nadel und 5 ml Flüssigkeit so eine Gesamtzerstörung zutraut.*

*Dann erzähl ich ihnen halt, wie es wirklich war. Ein fast ganz normaler Unfall.*

*Also ich bin Ski gefahren. Super schöner Tag, Pulverschnee. Ich steh oben auf der Piste, meine Eltern winken schon von unten, ich lach und denk mir: Buah, super, und zisch los. Durchpflüge den Pulverschnee, der spritzt auf die Seite. Der erste Rechtsschwung. Der erste Linksschwung. Ein Wahnsinn. Plötzlich - eine Eisplatte. Ich versuch auszuweichen, kann aber nicht mehr, weil ich zu schnell bin. Den rechten Ski zieht es nach hinten weg, ich Kante aus, strauchle ... Und derfang mich wieder. Ich fahr weiter, ziehe meine Spuren durch den Schnee, herrliches Gefühl, wie auf Wolken dahinzugleiten. Ich bin schon fast unten ... Da ist plötzlich ein Hase.*

*Ich schrei: "Auf die Seite!" - Der Hase: "Du Schwein, bremst nicht für Tiere!" - Ich: "Ich kann nicht, ich bin zu schnell unterwegs!" - Der Hase: "Du hast Pech gehabt, denn ich bin ein verzauberter Hase!" Und in dem Moment verwandelt sich der Hase in einen Baum in den ich voll reinkrache und meine Wirbelsäule wickelt sich um den Baumstamm.*

*Das war aber nicht das Problem. Nur durch den Aufprall ist ein Zeck vom Baum gefallen und hat mich gebissen. Querschnitt - da ich nicht geimpft war!*

# Die Welt von unten

---

## Kapitel 2



Meine Beine waren gelähmt, gehen konnte ich nicht. Aber natürlich entwickelte ich meine eigene Form der Fortbewegung. In der Früh kroch ich mit den Armen voraus aus dem Bett, in der Gewissheit, dass die Beine ohnehin nachkommen würden. Das taten sie den Naturgesetzen folgend auch und knallten auf den Boden. Ein kurzes Brennen an den Füßen war die Folge und dann ging es los: Ich krabbelte zur Stiege und rasselte mit dem Kopf voraus die Stiege vom ersten Stock ins Erdgeschoß hinunter. Es waren genau 17 Stufen. Es galt mit den Händen Stufenkante um Stufenkante im Tempo der normalen Fallgeschwindigkeit zu erfassen, damit man ohne zu bremsen unten ankam. Eine Art Wettbewerb, den ich meistens gewann.

*Unentwegt bin ich am Boden herumgekrabbelt und hab nach oben gegrinst. Außer es ist mir jemand auf die Finger gestiegen. Da hat es immer geheißen: "Ja, paß doch auf!"*

*Die da oben hab ich immer beneidet, die haben auf mich runterschaun können. Ich wollte auch so oben sein, wie meine Eltern und mein Bruder. Und in der Nacht hab ich geweint. Heimlich. Dass es keiner merkt. Das war ein Geheimnis zwischen mir und meinem Pezi-Bär. Er hat es auch niemandem verraten. Dafür hab ich nicht verraten, dass er immer bei mir im Bett geschlafen hat, obwohl er schon so groß war. Und dafür hat er nicht verraten, dass ich noch immer Daumen lutsche.*

Am Boden fühlte ich mich wohl. Es war meine Welt. Das Krabbeln hatte ich perfektioniert: Am Spannteppichboden ging es eher langsam dahin, auf dem Perserteppich im Voraum musste man "in Strichrichtung" krabbeln, am glatten Küchenboden glitt man am besten dahin. Ab und zu verließ ich unser Haus und krabbelte auf die Terrasse mit dem Steinboden. Nachdem ich mir dort aber ein paarmal die Füße wundgerieben hatte, tat ich das nur noch mit Schuhen. Steinplatten, musste ich weiters lernen, können durch die Sommerhitze brennend heiss werden – nichts für kleine Kinderhände. Hinderlich beim Kriechen konnten Hosen sein, die dazu neigten, am Boden haftend sich von meinem Hosenboden zu verabschieden. Meine Mutter nähte mir dazu Latzhosen, die hielten auch noch bei 5 m/min.

Das zweitliebste neben wild am Boden herumdüsen war Daumenlutschen. Ich liebte – zum Ärger meinen Eltern – das Saugen am eigenen Finger und machte einen richtigen Kult daraus. Am liebsten rollte ich mich "im alten Haus" unter dem Küchensessel zusammen, schlang den Daumen um den kalten Eisenfuß und sog daran, während ich gleichzeitig mit der Hand an der kühlen Sesselstange auf und ab fuhr. Dieser, meiner Lieblingsbeschäftigung, ging ich so gerne nach, dass sich auf meinem rechten Daumen ein richtiger Lutschknollen bildete. Meine Eltern schimpften ständig mit mir, wenn ich Daumen lutschte. Das ging von Argumenten, wie "große Buben machen das nicht" bis Drohungen "dann kommt der Schneider mit der Schere". Mich ließ das alles ziemlich unbeeindruckt, Hauptsache es schmeckte und machte Spaß. Meine Eltern begannen, als ich vier Jahre alt war, ein neues Haus zu bauen. Bei einer der ersten Besichtigungen stellte ich entsetzt fest, dass sich meine Eltern in der Küche eine Essgruppe gänzlich ausgestattet mit Holzbeinen angeschafft hatten. Ich geriet ziemlich in Panik, aber anmerken wollte ich mir auch nichts lassen. Zur Not, dachte ich mir, muss ich mich eben beim Heizkörper ankuseln, der kühlt auch. Wir zogen allerdings im Winter in

das neue Haus. Ich machte einen richtigen Daumenlutsch-Entzug mit. Im Sommer als ich meinen Daumen wirklich am Heizkörper hätte kühlen können, brauchte ich ihn nicht mehr. Meine Eltern meinten, ich sei erwachsen geworden.

*”Lutsch nicht am Daumen!”, hat meine Mutter immer zu mir gesagt. ”Das machen große Buben nicht”. Na, wenn ich so groß bin wie Du, werd ich auch aufhören, hab ich mir da unten gedacht. Gesagt hab ich aber nix.*

*Ich war damals schon ein richtiger Feinspitz: Weil so ein Daumen der hat etwas. Der schmeckt auch immer anders: Amol nach Salz, amol nach Spannteppich. Und dann hab ich mich immer unter den Küchensessel zusammengerollt, und hab die Hand um den Sesselfuß gelegt und bin ihm mit dem Daumen entlanggefahren. Das war so fein kühl. Meine Eltern wollten mich gleich in die Therapie schicken, damit ich diesen Fetish los werde. Andererseits haben sie gedacht, dass ich eh keine Frau bekomme und wenn ich so mit einem Sessel glücklich bin, warum nicht.*

Wenn ich nicht am Boden herumkrabbelte, war ich auf den Armen meiner Mutter zu finden. Dort fühlte ich mich sehr wohl und geborgen. Bis zu meinem 9. Lebensjahr trug sie mich ständig herum. Mein Vater meinte, dass sie dadurch jung und fit geblieben ist.

An meinen Vater verbindet mich eine seltsame Erinnerung. Ich dürfte etwa vier Jahre alt gewesen sein, als meine Eltern einmal furchtbar miteinander stritten. Meine Mutter zog mich an, es war Winter, und ging mit mir spazieren. Ich fragte: ”Wenn wir zurückkommen, wird der Papa dann nicht mehr so böse sein?” Meine Mama antwortete: ”Wenn wir zurückkommen, werden wir einen anderen Papa haben”. Wochenlang beobachtete ich meinen Papa ganz genau: Er war ja ein anderer – obwohl er dem alten erstaunlich ähnlich sah.

Meine Eltern stritten nicht sehr oft. Ich glaube, dass die Behinderung ihres Sohnes sie noch mehr zueinander wachsen ließ. Einmal im Jahr fahren wir gemeinsam in den Urlaub. Ich, meine Eltern und mein Bruder, der ein Jahr nach mir auf die Welt kam. Da sich vor allem meine Mutter sehr viel um mich kümmerte, muss es für sie oft sehr schwer gewesen sein, auch meinem Bruder die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Sie tat aber ihr bestes um ihre Liebe gleichermaßen zwischen uns aufzuteilen. Ich weiss nicht, ob mein Bruder unter der

Situation litt. Ich habe auch nie mit ihm darüber gesprochen. Er war jedoch durchaus in der Lage, die Freiheit, die ihm durch mich als Aufmerksamkeits-Magneten erwuchs, auszukosten. So feierte ich in einem unserer Urlaube in Italien meinen fünften Geburtstag. Die Erwachsenen tranken ein Glas Sekt und stießen auf mich an. Ich und mein Bruder tranken Kindersekt, sprich Sprudelwasser. Während ich stolz das Lied "Die süßesten Früchte fressen nur die großen Tiere, nur weil die Tiere groß sind ..." sang, das mir die Pensionsbesitzerin auf italienisch beigebracht hatte, verschwand mein Bruder unter dem Tisch. Von dort tauchte er immer wieder an verschiedenen Ecken des Tisches auf und leerte die Reste in den Sektgläsern. Als ich müde vom Singen ins Bett gebracht wurde, konnte mein Bruder auch nicht mehr stehen, er war sternhagel voll.

Auch ich hatte in diesem Urlaub ein traumatisierendes Erlebnis. Wir hatten von unseren Eltern ein kleines Schlauchboot geschenkt bekommen. Es war genau Platz für uns zwei kleinen Zwerge und wir eroberten schaukelnd die Weiten des Meeres. Wagemutig und seeerfahren, wie wir innerhalb kürzester Zeit waren, wollten wir auch an einem Nachmittag ins Meer fahren, als der Wind recht große Wellen ans Ufer spülte. Meine Mutter weigerte sich zuerst, stimmte jedoch unter der Voraussetzung zu, unsere abenteuerliche Fahrt zu begleiten. Wir schaukelten jedoch nicht lange in unserem Boot. Bei einer der ersten großen Wellen kenterte das Boot. Ich versank hilflos im Meer, bekam Wasser in Mund und Nase und wusste: Jetzt sterbe ich. Meine Mutter erwischte mich gleich bei der Hand und rettete mich auf ihren Armen aus den Fluten. Seither habe ich große Angst vor Wasser. Eine Zeitlang geriet ich sogar in Panik, wenn mir beim Gesichtwaschen Wasser in die Nase kam.

Die Urlaube verbrachten wir vergnügt im Sand spielend. Ich baute mit meinem Bruder Burgen, Schlösser, Autobahnen oder machte auch mal nur einen Kuchen. Im Urlaub bemühten wir uns besonders brav zu sein. Zuhause stritten und raufte wir oft. Mein Bruder liebte es, seine Überlegenheit derart zu zeigen, dass er mich bei Balgereien auf den Rücken drehte, sich auf mich kniete und mir die Arme über dem Kopf zu Boden drückte. Ich wußte mich aber auch zu wehren, mit Vorliebe biss und kratzte ich. Einmal - wir stritten in der Mittagszeit um eine Modelleisenbahn - trieben wir es so wild und laut miteinander, dass mein Vater ins Zimmer kam und uns beide abfotzte. Ein anderes Mal schlug mir mein Bruder mit einer Schaufel über den Kopf, ich hatte eine Platzwunde, die genäht werden musste. Kommt in den besten Familien vor. Meine Mutter sagte bei Streitereien: "Franzi, der Klügere gibt nach!" Ich verstand nie, warum immer ich der Klügere sein sollte.

Einmal fuhren meine Eltern alleine auf Urlaub. Ich saß weinend auf unserer Stiege, sah zu wie meine Mutter die Koffer packte und flehte sie an, mich mitzunehmen. Doch die Tränen mochten vielleicht ihr Herz rühren, konnten aber nicht die Urlaubspläne durchkreuzen. Mein Bruder kam zur "Stadtoma", ich zur "Pipioma" (Pipi = Hühner in der Kindersprache). Kaum wählte ich meine Eltern in den Lüften, bekam ich hohes Fieber und erbrach. Meine Großeltern wussten nicht, was sie tun sollten, zumal es mir von Tag zu Tag schlechter ging. Aber als meine Eltern eine Woche später wieder da waren, war das Fieber wieder verschwunden.

Ich erbrach sehr oft. Es gab Tage, da wachte ich in der Früh auf und ein Knoten war in meinem Hals. Zeitweise kam durch diese Verengung im Hals nicht einmal mehr Speichel durch, schien mir. Ich erbrach und erbrach. Tag für Tag. Minute für Minute. Um nicht ständig kniend bei der Klomuschel zu hocken, zog ich vor mir einen Baby-Topf her, in den ich hineinkotzte. Als der Topf einmal ganz voll war, löste sich der Knoten plötzlich wieder und ich konnte wieder normal essen. Fortan dachte ich: "Ich muss den Topf vollkriegen, dann ist der Spuk vorbei".

Meine Eltern machten sich große Sorgen um mich. Sie pilgerten von Arzt zu Arzt. Doch diese konnten sich weder das Erbrechen noch meine Lähmung überhaupt erklären. Die einen verschrieben ständige Therapie. Und so turnte meine Mutter jeden Tag fleißig mit mir. Ich hasste die Übungen im Allgemeinen und speziell jene auf Bällen. Auch jene Therapeutin, die dienstags kam und jedesmal eine Buttersemmel aß, während ich die Hände in die Höhe strecken sollte, genoss nicht meine Liebe.

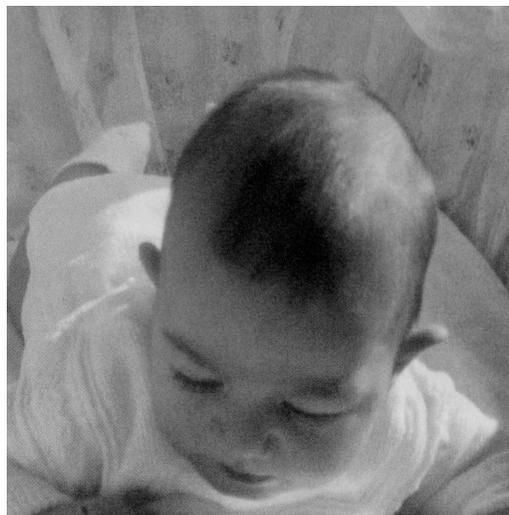
*Finanziell geht's mir an sich sehr gut. Zuhause habe ich eine ganze Zwanzigersammlung - obwohl die Leute sehr knausrig sind, denn angesichts meiner schweren Behinderung müßten sie mir wohl mehr .... Das Schlimmste ist aber, wenn ich frisches Obst geschenkt bekomme. Weil das so gesund ist. "Nehmens das Apferl, is so gsund, hat so schöne rote Backerln, so wie sie sie bräuchten." - "Ich bin nicht krank!", schrei ich dann immer, "ich bin nicht krank! Behaltet eure Äpfel, ich brauch sie nicht!"*

*Überhaupt vertrage ich keine Äpfel - in welcher Form auch immer. Vom normalen Apfel kriege ich Sodbrennen, der Apfelstrudel gerät mir immer in die Luftröhre und vom Apfelsaft kriege ich das laufate - und das mir, da können Sie sich eh vorstellen, wie das*

*ausgeht. Ich sag immer: Bitte keinen Apfel. Außerdem sehe ich bei Äpfeln immer meine einstige Therapeutin vor mir, mit ihrem Roßgebiß. Jeden Dienstag ist sie zu uns nach Hause gekommen, hat mich in der Unterhose auf den Küchentisch gesetzt und ich mußte meine Arme in die Höhe strecken: "Greif den Apfel! Hol den Apfel" hat sie unentwegt gerufen. Als ob ich geistig behindert bin, denn da war kein Apfel! - Und auch meine Mutter war dazu angehalten, mit mir die restlichen Tage mit Äpfelpflücken zu verbringen.*

*Mit Therapeuten hab ich so meine Probleme, überhaupt sind die Normis ein bißerl schwierig zu behandeln. Ja, - die Normis ...*

Ein Heilpraktiker in Salzburg stellte die Theorie auf, dass sich in meinem Gehirn "etwas festgesetzt hatte, das sich aber wieder lösen wird und dann werde ich wieder normal gehen können". Für meine Eltern die frohe Botschaft schlechthin. "Natürlich würde der Prozess des sich Lösens nicht ganz von alleine passieren", hatte der Heilpraktiker eingeschränkt und ein paar gute Tipps mit auf dem Weg gegeben, an die sich meine Eltern streng hielten. Und so musste ich täglich eine halbe Stunde unter einem Tuch schwitzend beißend-scharfe Natursubstanzen inhalieren um danach als ganzes in einem heißen Kräuter-Wasser-Gemisch gebadet zu werden. Was ich damals nicht verstand war der Satz: "Ist ja nur zu deinem Wohle". Das einzige was mich daran freute war die Belohnung. Denn nach den Bädern durfte ich eine halbe Stunde eingewickelt im Bett meiner Eltern liegen. Das war toll. Dort roch es heimelig und trotzdem ... nach der großen Welt.



# Ich beiß dir gleich die Nase ab!

---

## Kapitel 3



Obwohl ihr Sohn noch nie auf eigenen Beinen gestanden ist, lebten meine Eltern nach dem Prinzip Hoffnung. Sie waren überzeugt, dass ich gehen werde und bauten so ihr neues Haus im 08/15-Stil: Stufen beim Eingang, kleine Toiletten, die Schlafzimmer im ersten Stock.

Die Kräuterbäder und Turnübungen hatten bisher nicht viel an Verbesserungen gebracht. Andererseits sagten Ärzte und Therapeuten immer: Wenn Sie nicht geturnt hätten, wäre der gesundheitliche Zustand ihres Sohnes weit schlechter. Und dann blieb noch der fahle Nachgeschmack, vielleicht trotzdem noch zu wenig geturnt zu haben. Denn dann ...

Ich war fünf, da nahm eine Psychologin in einem Wiener Krankenhaus meine Eltern zur Seite. Sie hatte einen heißen Tipp: Eine Freundin von ihr sei Ärztin in Paris und würde wahre Wunder vollbringen. Sie hätte eine spezielle Art von Therapie entwickelt, die schon bei einigen als hoffnungslos diagnostizierten Patienten zu unerwarteten Erfolgen geführt hätten. Meine Eltern wollten nichts unversucht lassen und entschlossen sich kurzerhand für eine Reise nach Paris. Als ganze Familie sollten wir im Auto von Spittal/Drau nach Paris rollen, eine Zwei-Tages-Tour. Ob ich denn auch mitfahren möchte, wurde ich gefragt. "Klar", antwortete ich. Doch die Auflagen schienen beträchtlich: Ich müsste nämlich versprechen, während der ganzen Fahrt nicht zu erbrechen. Der Vorschlag traf mich mitten in einer Periode, in der ich den ganzen Tag mit meinem mobilen Speib-Topf durch die Wohnung kroch. Aber ich versprach hoch und heilig "natürlich nicht zu speiben". Schließlich wollte ich den Eiffelturm persönlich sehen.

Zwei Wochen später stiegen wir ins Auto. In den Tagen davor hatte ich es geschafft mich und somit auch meine Kotzerei in den Griff zu bekommen. Und so durfte ich mitfahren, nach Paris, zum Eiffelturm, auf den ich mich schon besonders freute. Meine Eltern waren froh, dass ich nicht mehr erbrach. Doch die Freude hielt nur kurz an. Schon nach wenigen Kilometern verknötete sich mein Hals, ich wurde ganz bleich und presste die Worte "ich muss speiben" heraus. Hektisch suchten alle nach einem Plastiksackerl. Ein Chipspackerl wurde von meiner Mutter ausgeleert und von mir mit Spucke wieder angefüllt. Zwei Tage waren wir mit dem Auto unterwegs. Wir blieben nur regelmäßig stehen, um meine Sackerln auszuleeren. Die Stimmung im Auto war gedrückt. Während dieser zwei Tage aß ich keinen Bissen. In Paris angekommen, fuhren wir gleich zum Eiffelturm. Meine Eltern und mein Bruder gingen alleine zum Pariser Wahrzeichen, ich blieb im Auto zurück. Weil ich zu schwach sei, so die vernünftige Argumentation meiner Eltern. Ich empfand es damals als Strafe für den Bruch meines Versprechens, war gekränkt und ärgerte mich überhaupt mitgefahren zu sein.

Eine Woche blieben wir in Paris. Eine Woche kotzte ich ununterbrochen. Zuletzt kam nur noch Blut. Die Ärztin, die wir aufsuchten, wusste auch keinen Rat. Sie schrieb meiner Mutter Turnübungen auf und meinte, man sollte versuchen, mir Marmelade zum Essen zu geben. Doch auch die behielt ich nicht bei mir.

Auf der Rückfahrt nach Österreich war ich derart schwach, dass mein Vater meinte: "Sobald wir zuhause sind, bringen wir dich sofort ins Krankenhaus, damit du intravenös ernährt wirst". "Was ist intravenös?", fragte ich. "Da wirst du künstlich ernährt. Durch eine Nadel wird flüssige Nahrung ins Blut gespritzt". Ich versuchte mir vorzustellen, wie das gehen

könnte. Irgendwie bekam ich ziemliche Angst bei der Vorstellung, dass man mir eine Wurstsemmel in meine Adern spritzte. Vielleicht war es die Angst, vielleicht war es aber auch nur so, dass ich endlich mein Plansoll an mit Speibe angefüllte Sackerln erfüllt hatte. Jedenfalls war es am letzten Tag vor der Heimkehr beim Frühstück in einem Hotel, wo ich eine Semmel nahm, diese auseinanderschnitt, mit Salami und Käse belegte und einfach so, ganz selbstverständlich, afaß. Meine Eltern und mein Bruder staunten nicht schlecht.



Mit sechs Jahren sollte ich, entsprechend der österreichischen Schulpflicht, in die Schule kommen. Ich freute mich schon darauf, mit anderen Kindern zusammen zu sein. Mit vier Jahren hatte ich ein Jahr lang einen Kindergarten besucht. Ich war dort in einer Gruppe mit viel älteren Kindern zusammen gewesen, weil sich die Kindergärtnerin dieser Gruppe vorstellen konnte mich zu integrieren. Mir gefiel es mit den anderen Kindern zu spielen. Erinnern kann ich mich noch an ein Faschingsfest, ich war als Schaffner verkleidet und hatte einen Fahrkartenzwicker mit dem ich alles nach Vorschrift durchlöcherte, denn Ordnung muss sein. Die Schule stellte ich mir ebenso lustig wie Kindergarten vor. Nur eben für ältere Kinder. Und ich fühlte mich auch schon sehr alt, erwachsen und gescheit.

Es war der Tag der Schuleinschreibung, alle Eltern pilgerten mit ihren sechsjährigen Kindern in die Volksschule. So auch meine Mutter mit mir. Für mich war dieser erste Schulbesuch sehr aufregend. Die Lehrer empfanden ähnlich, als sie mich sahen. Was meine Mutter denn mit mir da wolle, wurde sie gefragt. Und: Natürlich sei man für Integration. Aber ob das für den Franzi das beste sei? Das war ja noch nie da und überhaupt wisse man gar nicht, wie man mit mir umgehen sollte. Nein, nein, der Franzi, der braucht eine besondere Betreuung, in einer speziellen Behindertenschule. So eine gäbe es in Wien, die Adresse würde man gerne vermitteln. Meine Mutter hatte in den vergangenen sechs Jahren durch mich etwas gelernt: Hartnäckigkeit. Und so blieb sie einfach sitzen. Die Lehrerin und der Direktor waren zunächst ziemlich verlegen, fanden dann jedoch die dem österreichischen Schulsystem adäquate Lösung: Franzi wurde einem Test unterzogen.

Die Lehrerin zeigte mir für eine Sekunde ein Bildchen und ich musste die Abbildungen benennen: Haus, Baum, Auto, Kinderwagen ... Ich fand das Spiel ziemlich fad und kindisch. Nachdem ich den Test so bravourös bestanden hatte machte sich erneut ein wenig Ratlosigkeit unter den Prüfern breit. Daher wurde gleich ein neuer Test angesetzt: Ich musste mit der linken Hand über den Kopf zum rechten Ohr greifen. Grinsen der Lehrer: ganz klar, der Franzi ist noch nicht schulreif. Aber wie gesagt, probieren sie es am besten in Wien in der Spezialschule.

Meine Eltern dachten aber nicht daran mich einfach von zuhause wegzugeben. Und überhaupt verstanden sie es nicht, dass ich nicht wie jedes andere Kind in die normale Schule gehen sollte. Da mich die Schule aber nicht nahm, suchten sie einen Privatlehrer. Doch es fand sich niemand. Ein Jahr später fand sich meine Mutter wieder mit mir zum Reifetest in der Schule ein. Meine Mutter trug mich auf dem Arm in die Klasse. Ich grinste die Frau Lehrerin und den Herrn Direktor an und zeigte ihnen gleich einmal, wie toll ich das rechte Ohr erreichte. Vielleicht war es der Mangel an weiteren Testmöglichkeiten oder auch meine herzerweichende Freundlichkeit, jedenfalls wurde ich in die 1. Klasse aufgenommen – auf Probe, versteht sich.

Die Aufnahme in die Schule warf ein neues Problem auf: Wie sollte Franzi jeden Tag in die Schule kommen? Mit dem Auto, sagte meine Mutter, die dazu die Fahrschule machen wollte. Auf dem Dreirad schiebend ginge es auch, sagte meine Oma, die es mit diesem Argument ablehnte, einen Zuschuss für die Fahrschulprüfung oder ein gebrauchtes Auto zu zahlen. Meinem Vater fiel die Entscheidung, die er als Mann und Geldheimbringer zu fällen hatte, schwer: Einerseits sah er ein, dass es für meine Mutter und mich äußerst schwierig wäre bei

jedem Wetter und bei jeder Jahreszeit mit dem Fahrrad langsam drei Kilometer zur Schule zu rollen; andererseits hatte er aber durch den Hausbau kaum Geld. Trotzdem gewannen die Gefühle über die männliche Ratio und meine Mutter besuchte die Fahrschule.

Für mich und meinen Bruder bedeutete das zunächst, dass wir hin und wieder alleine zuhause waren. An einem solchen Vormittag aß ich mit meinem Bruder gemeinsam das Frühstück, dann spielten wir und plötzlich musste ich aufs Klo – ”große Not”. Alleine konnte ich mich aber nicht bei der Klomuschel hinaufziehen und alles Schieben meines Bruders half nicht wirklich. Doch die sprichwörtlich ”große Not” wurde immer größer und in Form eines steigenden Druckes in meinem Hinterteil immer leibhaftiger. ”Tu hinten Klopapier hin!”, rief ich – schon immer sehr praktisch veranlagt – meinem Bruder zu. Der tat, wie ihm befohlen und so half er mir ganz entschieden – wofür ich ihm noch heute zu Dank verpflichtet bin.



In der Früh schaukelte ich mit meiner Mutter in der neugekauften Ente (Prädikat Citroen) in die Schule. Dort wartete bereits einer meiner Mitschüler, um mir die Schultasche hinauftragen zu dürfen. Meine Mutter trug mich in die Klasse. Ich besaß einen eigens ausgepolsterten Sessel und einen Teppich, worauf ich zwischendurch liegen aber nicht schlafen durfte. Bei den Lehrern war ich nicht nur wegen meiner schulischen Leistungen sehr beliebt. Sie trugen mich in der Pause herum, eine Lehrerin wollte mir immer die Nase abbeißen. Davor hatte ich wirklich Angst. Wenn sie das wirklich tut, hab ich mir gedacht, beiß ich ihr schnell aber fest ins Ohr. Wenn ich nicht getragen wurde, krabbelte ich in der Klasse und in der Pausenhalle herum.

*Reporter:*

*Wie ging es ihnen in der Schule, sind sie da auch von den Schülern so richtig in die Mangel genommen worden? Richtige Dresche, Schwitzkasten und so (lacht)?*

*Franz:*

*Nein. In der Volksschule war ich der Superstar. Wer konnte schon von sich behaupten, dass man einen Nagel durch den Fuß bohren kann, ohne dabei zu schreien. Ich war eben damals schon ein richtiger Mann. Ich hatte in der Klasse auch einen eigenen, bequem ausgepolsterten Sessel und einen Teppich – zum schlafen. Freunde von mir ließ ich auf den Stuhl und den Teppich sitzen. Dadurch war ich recht beliebt. Nur einer, der Martin, wollte sich groß zum Bandenführer aufspielen. Er hat gemeint, ich sei ein Krüppel und habe in der Klasse nichts verloren. Da sagte ich zu ihm: Martin, was suchst du hier. Die Integration für geistig Behinderte wird es erst in den 90er Jahren geben.*

Dass ich nicht gehen konnte, war für meine Klassenkollegen nur am Anfang etwas Besonderes. Bald jedoch das Natürlichste auf der Welt. Ich kann mich beispielsweise nicht daran erinnern, jemals von jemanden ausgespottet worden zu sein. Mit den anderen Burschen spielte ich fast jeden Tag "Mädchen-Fangen". Die anderen Burschen fingen sie und ich kitzelte sie durch. Ich war, aufgrund dieses regelmäßigen Trainings, bald zum besten Kitzler der Schule aufgestiegen.



*Aber wissen Sie, es war so, dass ich damals in unserer Wohnung immer am Boden gekrochen bin, über den Spannteppich. - immer am Boden gekrochen. Auch in der Schule. Da hab ich den Boden aufgewischt. Es war dafür die sauberste Schule von Oberkärnten.*

*Zuhause ist am Boden immer allerlei herumgelegen: Eine einsame Nudel, ein Stück Kohlrabi, ein Poster vom Playboy. Ich hab das alles gesammelt und in die Schule mitgenommen. Die Kohlrabibröckerln haben sich am schlechtesten verkauft.*

## Um fünf Uhr ging das Licht an ...

---

### Kapitel 4



Ich wollte immer einen Hund haben. Meine Eltern wollten keinen Hund haben. Sonst gab es in dieser Sache kein Problem. Also sagte ich: Wenn ich gehen kann, bekomme ich dann einen Hund? Sagten meine Eltern: Ja, wenn du richtig gehen kannst, bekommst du einen Hund. Super, dachte ich, fest entschlossen jetzt gehen zu lernen.

Zu Weihnachten konnte ich noch nicht gehen und bekam daher auch keinen Hund sondern einen Zauberkasten. Damit hatte ich vorerst auch eine riesige Freude und übte fleißig an der Erschaffung des Unmöglichen. Bald konnte ich auch ein Seil zuerst durchschneiden dann wieder zusammen zaubern oder Zündhölzer aus einer Schachtel zuerst weg- dann wieder herbeizaubern. Nur der große Trick vom gehenden Franzi gelang nicht nur nicht, sondern es fand sich auch keine Anleitung im beigelegten Zaubertrickheft.

Doch der Zufall kam mir zu Hilfe, auch wenn des Zufalls- oder soll man sagen Gottes-Wege oft recht verschlungen sind. Durch das dauernde Krabbeln auf dem Boden hatten sich meine Sehnen in den Knien verkürzt. In Wien hatte man mir daher Gipsschalen angefertigt. Meine Mutter mußte jeden Abend meine Beine in diese Schalen zwängen und mit Binden fixieren. Das Schlafen mit den steifen Beinen fiel mir anfangs recht schwer, zumal ich mich kaum im Bett umdrehen konnte. Aber ich wurde bald um eine Lebenserfahrung reicher: Man gewöhnt sich an alles.



Mit der Zeit verkürzten sich meine Sehnen aber noch mehr und es wurde von abend zu abend für meine Mutter qualvoller und für mich schmerzhafter die Beine in die Schalen zu pressen. Wenn das Kunststück dennoch gelungen war, erbrach ich hin und wieder oder bekam heftige Bauchschmerzen. Irgendwann entschied meine Mutter, dass das mit den Nachtschalen nicht mehr funktioniert. Ich war zunächst froh. Als wir aber am Weg zu einem Orthopäden waren, der mir neue Schienen anfertigen sollte, wusste ich, dass meine Mutter nicht aufgegeben hatte. Der Orthopäde sah sich meine schief-verwachsenen Beine fachlich an und diagnostizierte, dass da Schienen nichts mehr helfen. Er hatte meiner verzagten Mutter aber auch eine Lösung anzubieten: Tobelbad, ein sogenanntes Rehabilitationszentrum – im Herzen der Steiermark.

Und dort landete ich und kotzte gleich einmal zur Begrüßung. Dazu muss gesagt sein, dass in Tobelbad fast ausschließlich Arbeitsunfälle behandelt werden. Dementsprechend waren dort nur erwachsene Patienten zu finden. Mit einem Buben, der ständig erbricht, wusste man nicht so recht umzugehen. So gab man mir, meiner Größe entsprechend, vorerst einmal einen Babybrei zum Essen. Den erbrach ich natürlich erst recht. Nicht unbedingt weil er mir im Hals steckenblieb, sondern aus Protest, schließlich war ich ganze neun Jahre alt und das sollte man auch in Tobelbad zur Kenntnis nehmen.



Da am Boden herumkriechende Patienten auch kein schönes Bild hergeben, man mich aber nicht den ganzen Tag im Bett liegen lassen wollte, wurde ich mit einer tollen Erfindung bekannt gemacht: Dem Rollstuhl. Ich wurde in den kleinsten Rollstuhl gesetzt, der vorhanden war, aber auch in dem erreichte ich mit Müh und Not die beiden Treibräder. Das störte mich jedoch nicht. Fasziniert von dem "Auto" hatte ich bald alle Tricks heraus, mit dem Riesengefährte elegant und vor allem schnell durch die Gänge zu brausen. Ich war so von diesen neuen Möglichkeiten hingerissen, dass mir der Abschied von meinen Eltern, die wieder nach Hause führen, nicht schwer fiel. Als sie weg waren, saß ich in meinem Rollstuhl am Eingang und wartete. Dann wurde mir erst bewusst, dass ich nun alleine entscheiden konnte, was ich machen wollte. Bislang hatte ich ja die Welt nur von den Armen meiner Mutter aus erfahren und sie quasi immer begleitet. Jetzt konnte ich mich erstmals alleine über lange Distanzen fortbewegen. Und so rollte ich gleich einmal in die Kantine und bestellte ein Eis.

*In der zweiten Volksschule hab ich einen Rollstuhl bekommen. Das war super. Da war ich nämlich im Rehabilitationszentrum und hab durch den Rollstuhl das erste Mal allein entscheiden können, wohin ich gehe. Das war so super, endlich entscheiden können, wohin: In die Kantine ein Bier trinken oder in die Frauenabteilung rüberrollen. Ich hab aber bald gemerkt, dass es auch da Grenzen gibt: Nämlich im Lift bin ich nicht über das Erdgeschoß hinaufgekommen. Na ja, das war 1975, zu einer Zeit, wo sie auch die Rehabilitationszentren noch nicht rollstuhlgerecht gebaut hatten. - Da hab ich mich dann immer einfach in den Lift gestellt und hab gewartet, bis der Lift von jemanden gerufen wird.. Meistens sind die Leute aber aus dem Turnsaal im Erdgeschoß gekommen und da bin ich dann immer wartend im Lift gesessen und hab vom ersten Bier, von der ersten Freundin und weiteren 5 cm Wachstum geträumt, - damit ich wenigstens in den 2. Stock alleine komme.*

In Tobelbad erlebte ich erstmals auch andere behinderte Menschen, die mir alle sehr leid taten. Die erste Nacht schlief ich besonders schlecht. Immer wieder wachte ich auf, weil das Licht angedreht wurde und Pfleger herumliefen. Als ich am nächsten Tag fragte, wurde mir gesagt, dass einige Bettkollegen in der Nacht umgedreht werden müssen. Das können sie selbst nicht und wenn sie nicht umgedreht werden, bekommen sie auf der Haut offene Wunden. Das alles war für mich eine fremde Welt.



Und noch etwas musste ich in Tobelbad lernen: Alles was in Tobelbad nicht erwachsen war hieß Berndi. Berndi war nämlich ein zweites behindertes Kind, das schon öfters in Tobelbad gewesen ist. Alle freuten sich, dass der Berndi wieder da war und ich kämpfte scheinbar vergebens dagegen an, indem ich alle korrigierte. Ein erster Erfolg gelang mir bei einer Visite. Da meinte der Oberarzt: "Der Berndi wird nächsten Montag operiert". Darauf ich verärgert: "Der Franzi wird operiert". "Ok", entschuldigte sich der Oberarzt, "der Franzi wird operiert".

Die Zeit bis Montag zog sich. Ich hatte Angst. Aber auch einen Trick parat: Ich stellte mir nämlich vor, dass irgendwann ja der Montag vorbei sein würde und ich mich dorthin beamen könnte, so wie im Raumschiff Enterprise. Auch wenn mir das nicht gelang, bewältigte ich mit dieser Vorstellung doch einen Teil meiner Angst.

In der Früh um fünf Uhr ging das Licht an. Diesmal wurde nicht ein Bettkollege umgedreht, diesmal besuchte man mich. Ich wurde gewaschen. "Warum muss man gewaschen werden, wenn man operiert wird?", fragte ich, "wird dabei nicht ohnehin alles wieder schmutzig,

vom Blut?“. Dann bekam ich eine Spritze zur Beruhigung. Ich dachte, es wäre die ”Betäubungsspritze“ und schlief wie immer am Bauch liegend ein. Als ich erwachte lag ich auf dem Rücken, mein Mund war ausgetrocknet, eine Krankenschwester redete irgendetwas beruhigend auf mich ein. Ich sagte, dass ich furchtbaren Durst hätte und sie flößte mir mit einem Löffel ein wenig Tee ein. Als ich versuchte meine Beine zu bewegen, durchzuckte mich ein heftiger Schmerz. Dann schlief ich wieder ein.

Bis zum Wochenende hatte ich mich so halbwegs von der Operation erholt. Das Fieber war weg, das Blut tropfte schon lange nicht mehr aus dem Schlauch, der vom Gips direkt in eine am Bettrand hängende Flasche führte. Ich lachte wieder, las Comics und scherzte mit den anderen. Am darauffolgenden Montag wurde ich wieder operiert. Diesmal wollte ich alles richtig machen und ich schlief nicht bei der ersten Spritze ein. Ich wurde mit dem Bett vor den OP gefahren und musste ein wenig warten. ”Wahrscheinlich“, dachte ich, ”damit zuerst das Blut vom vorherigen Patienten abgewaschen werden kann“. Dann wurde ich schon geholt und rollte mit dem Bett in das wie mir schien ”heilige“ Zimmer ein, wo sonst niemand hin darf. Dort waren lauter Menschen in grünen Gewändern, mit grünen Hauben und grünem Mundschutz. Die mich aber kannten und mich mit einem ”hallo Berndi“ begrüßten. Ich dachte mir, sie werden es nie lernen. Ich wurde auf den OP-Tisch gelegt, mein Arm wurde in eine Klemme mit lauter Löchern gesteckt. ”Lustig“, dachte ich zuerst, doch als ich begriff, dass die Löcher da waren um als Zielscheibe für die Spritzen zu dienen, ergriff mich die Panik. ”Möchtest du eine Narkose mit Äther, durch den Mund?“ fragte mich jemand. Ich dachte mir, ”klingt besser“ und nickte. Mir wurde ein Mundstück angelegt und ich sollte ”tief ein- und ausatmen“. Was ich auch tat. Alles um mich herum begann sich zu drehen. Eigentlich, merkte ich, drehe ich mich. An jeder Stelle des Kreises sprach eine andere Person und an einer Stelle bimmelte eine Glocke. Eigenartig, dachte ich. Dann dachte ich nichts mehr.

Als mich meine Eltern ein paar Tage später besorgt besuchten, saß ich schon wieder lachend im Bett. Mit zwei Gipsbeinen wurde ich vorübergehend nach Hause entlassen. In der Schule waren meine Beine das Ereignis schlechthin, zumal sich die weiße Gipsfläche hervorragend als Malfläche für Grüße, Liebesschwüre und Unterschriften eignete.

*In der Schule bin ich durch den Rollstuhl sehr beliebt geworden. Sie sind mit mir immer im Kreis gefahren, schneller und immer schneller. Das war irre lustig. - für die. Das ging immer solange, bis ich aus dem Rollstuhl fiel. Das war weniger lustig - für mich.*

*Dafür hatte ich andere Vorteile: vor allem entwickelte ich eine gewisse Vorliebe für das Spiel "Reise nach Rom". Sie wissen schon: alle laufen um einen Kreis Sesseln, und wenn die Musik aus ist, müssen sich alle schnell hinsetzen. es ist aber immer ein Sessel weniger als Mitspieler, und wer keinen Platz bekommt, muß ausscheiden. Ich war immer der Sieger. Die anderen hatten bald keine Lust mehr mit einem Behinderten zu spielen. Meine ersten Erfahrungen mit Diskriminierung.*

Es war Fasching geworden und jeder kam verkleidet in die Schule. Ich ging nicht als Patient sondern stolz mit Zauberhut und Zauberstab ausgerüstet als großer Magier. Natürlich musste ich meine Kunst, die ich zwischen den Operationen im Bett ühend perfektioniert hatte, vor der ganzen Klasse unter Beweis stellen. Da meine ganze Reputation auf dem Spiel stand, hatte ich nichts dem Zufall überlassen und zu Hause schon eine Banane mittels Bindfaden so präpariert, dass sie innen durchtrennt war ohne dass außen auch nur irgendetwas sichtbar war. Ich nahm also die Banane, ließ sie herumreichen, keiner sah etwas Ungewöhnliches. Also nahm ich meinen Zauberstab, sprach "Hokus-Pokus-Fidipus" und schälte die Banane ab. Die Banane war ganz, meine Zuschauer lachten mich aus. Nur ich dachte: "Kann ich jetzt wirklich zaubern?" Erst später stellte sich heraus, dass ich meine präparierte Banane mit einer Tombola-Preis-Banane verwechselt hatte. Und wieder hatte ich etwas fürs Leben gelernt: Wer den Spott hat, hat auch den Schaden. Ausgerechnet ich gewann den Bananenpreis.

Wieder in Tobelbad stationär aufgenommen wurde mir der Gips abgenommen. Erst jetzt sah ich, was alles operiert worden war: Die Sehnen in den Knien wurden verlängert, auch die Sehnen im Hüftbereich waren angeblich länger und der linke Klump-Fuß war der Norm angepasst worden. Insgesamt hatte ich jetzt 9 Narben, auf die ich sehr stolz war. Bei der 10. Narbe, beschloss ich, wird groß gefeiert.

## Rechter Stock, linkes Bein ...

---

### Kapitel 5



Die Zeit, so lernte ich, ist in einem Rehabilitationszentrum anders als zuhause. Länger. Besonders am Wochenende schien eine Stunde so lang wie mindestens zwei Stunden zu sein. Gleichaltrige Spielkameraden hatte ich nicht und die Spiele der Erwachsenen – wie Zigaretten-Rauchen – waren mir strengstens verboten worden. Was ich unfair fand.

Der Primarius von Tobelbad hatte einen Namen, der so kompliziert war, dass ich ihn als Zungenbrecher-Übung mir immer wieder vor mir her sagte: Zkrubetzky. Er saß selbst im Rollstuhl und führte Operationen aus, was mich beeindruckte. Der Primarius sprach sehr forsch und das oft bis zur Unkennlichkeit leise. Bei einer Visite sagte er etwas zu mir, das ich nicht verstand. Ich hinterfragte seine Worte wie ich es gewohnt war mit "Was?". Worauf der Primarius diesmal laut aber sehr forsch entgegnete: "Das heißt nicht ‚Was‘, das heißt ‚Wie bitte!‘" Ich lief rot an, habe aber bis zum heutigen Tag nie mehr "Was?" gefragt. Der Primarius im Rollstuhl war für alle Patienten ein Vorbild, was man nicht alles auch im Rollstuhl sitzend schaffen kann. Später war er jedoch kein Vorbild mehr: Er hatte sich mit einer Pistole das Leben genommen.

Eines Tages kam die Krankenschwester in mein Zimmer, tat ganz geheimnisvoll und führte mich im Rollstuhl in den Turnsaal. Dort wartete bereits eine Therapeutin und ein Mann von einer sogenannten Orthopädiefirma. Meine Beine wurden in zwei Schienen gepresst, mit Binden fixiert und dann wurde ich zu zwei Stangen geführt, die man "Gehbarren" nannte. "Und jetzt musst du aufstehen", sagte die Therapeutin. "Stehen?", fragte ich ungläubig. "Na klar", sagte der Mann, fasste mich unter den Achseln und hievte mich in die Höhe. Und da stand ich dann das erste Mal, wackelig und mit beiden Händen krampfhaft die Stangen haltend, auf meinen eigenen Beinen. Das Gefühl war überwältigend. Mit der Zeit lernte ich aus den Hüften her Schwung zu holen und so ein Bein vor das andere zu schleudern. Wie ein Löwe im Käfig kam ich mir vor, der immer dieselbe Strecke hin- und hergeht.

Doch die nächste Trainingseinheit ließ nicht lange auf sich warten. Ich bekam in eine Hand einen Stock und durfte mich nur noch mit der anderen Hand an einer fest montierten Stange anhalten. Die Freiheit, so spürte ich, kam immer näher. Und eines Tages hatte ich zwei Krücken in der Hand und stand, diese weit von mir abgespreizt, wackelig mitten im Turnsaal. "Wenn der Oberarzt das sieht, werden ihm die Augen herausfallen", motivierte mich meine Therapeutin. Für mich war das Ereignis – mehr oder weniger – aufrecht zu stehen überwältigend schön. Vielleicht vergleichbar mit der ersten Mondlandung: Ein kleiner Schritt für die Menschheit, ein großer Schritt für mich.

In den darauffolgenden Wochen bekam ich meine ersten "Stützapparate" und einen "Beckengürtel". So gestützt sollte ich eines üben: Gehen. "Rechter Stock, linkes Bein, linker Stock, rechtes Bein ...", sagte die Therapeutin, während ich mich in unendlicher Langsamkeit,